

"Zusammengehörigkeitsgefühlselei"

Autor(en): **Heisch, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **60 (2004)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Zusammengehörigkeitsgefühlselei»

Plädoyer für eine gute Lesbarkeit

Von Peter Heisch

Ihren schlechten Ruf, für Ausländer schwer verständlich bzw. schwer lesbar zu sein, hat die deutsche Sprache vor allem drei Faktoren zu «verdanken»: Den grammatisch zulässigen, aber mitunter dennoch ungebührlich langen Wortgefügen (wofür der zwölfsilbige Titel dieses Beitrags ein Beispiel darstellt), dem Umstand, dass die Satzaussage bei zusammengesetzten Formen in der Regel nicht beieinandersteht («Der Betrag wird erst nach einer genaueren Schätzung und auch erst nach Berücksichtigung noch ausstehender, zusätzlicher Informationen, die uns in den nächsten Monaten zukommen sollten, bekannt gegeben werden.»).

Simultanübersetzer können hievon ein Lied singen, da sie in diesen Fällen immer den ungewissen Verlauf des Prädikats abwarten müssen, das im Deutschen meistens am Schluss, in den andern Sprachen jedoch gewöhnlich gleich nach dem Subjekt kommt. So weiss etwa ein französischer Dolmetscher schon bei einem ziemlich einfachen Satz wie: «Das Haus wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund eines neuen Gestaltungsplans gebaut», erst ganz am Schluss, ob er nach *la maison* etwa *a été construite* oder *renovée* oder gar *demolie* setzen muss.

Der dritte Faktor ist die Trennung von zusammengesetzten Verben bei der Konjugation (z. B. feststellen, wegräumen: «Wir stellten zahlreiche Mängel fest. Er räumt seine Sachen nur selten selber weg.»). Schon Mark Twain hat sich darüber lustig gemacht: Die deutsche Sprache sei «übersät mit trennbaren Verben wie mit den Blasen eines Ausschlags, und je weiter die zwei Teile auseinander gezogen sind, desto zufriedener ist der Urheber des Verbrechens mit seinem Werk».

Das Gleiche gilt für die oft beinahe irreführende Distanzierung der Negation von der Satzaussage, die sich bei etwas gutem Willen und Einfühlungsvermögen in die Lage des Lesers oder Zuhörers leicht vermeiden liesse.

Als abschreckendes Beispiel hierfür sei eine Radiomeldung zitiert: «Dass im Krisengebiet immer noch Not herrscht, daran *zweifeln* die mit der Versorgung der Bevölkerung im von Unruhen erschütterten Süden Sudans befassten Hilfsorganisationen wie Caritas, Heks und Arbeiterhilfswerk *nicht*.» Über eine längere Zeitdauer wird der Hörer hier im Ungewissen gelassen, ob Hilfe erforderlich ist oder nicht, bis er mit dem letzten Wort des Satzes endlich erfährt, dass sie dringend nötig ist. Das ist schlichtweg unanständig und zeugt von dilettantischem Journalismus; man kann von einem Zuhörer kaum erwarten, dass er nach 19 Wörtern nicht den Faden verliert und allenfalls die Nachricht nicht gründlich missversteht.

Ins gleiche Kapitel fällt die Meldung: «Zusammen mit der SRG *kommt* der mit 1,3 Millionen Mitgliedern grösste Schweizer Verkehrsverband für die Kosten von 600 000 bis 800 000 Franken jährlich, welche die Verkehrsinformationszentrale mit etwa einem halben Dutzend Mitarbeitern verursacht, *auf*.» Uff! Welch Satzungeüm!

In den Printmedien sieht es freilich oft nicht besser aus: «Perez nimmt eine Kabinettsumbildung vor, und dies trägt ihm den besonderen Hass der Parlamentarier, die nun von einer Trabantierung sprechen, *ein*.» Relativ leicht hätte sich hier wenigstens das Verb ungetrennt an den Schluss setzen lassen: «..., was ihm den besonderen Hass ... einträgt.»

Dasselbe gilt für die folgende Konstruktion: «Der Entwurf *hält* die geeigneten Massnahmen, die es den Mitarbeitern ermöglichen, sich in Fortbildungskursen fachlich und persönlich weiterzuentwickeln, *fest*.» Statt: «Der Entwurf hält die geeigneten Massnahmen fest, die ...» In einem Korrespondentenbericht finden wir wieder die Negation ganz allein am Schwanz – als Exempel dafür, wie man es *nicht* machen sollte: «Dass alle diese Erfolge von allen Beteiligten eine grosse Disziplin verlangte, *verschweigt* der junge Dirigent, der sich selber als Dirigenten mit Ecken und Kanten bezeichnet, *nicht*.» Grammatisch ist das zwar richtig; doch stilistisch – hier: In Bezug auf die Lesbarkeit – darf man das ruhig als falsch bezeichnen.

Für das Verständnis eines Satzes ist dessen Länge weniger von Bedeutung, als man meinen könnte. Es kommt viel mehr auf die richtige Gliederung an und darauf, wie das Interesse des Lesers wachgehalten wird. Die oft zitierte Regel: «Schreibe so, wie du sprichst», ist doppelt irreführend: Einmal machen wir im Gespräch sehr häufig gar keine vollständigen Sätze, und das wollen wir schreibend ja nicht nachahmen. Zudem können kurze (Haupt-)Sätze, wie sie beim Sprechen üblicher sind, kunstlos aneinandergereiht ebenso langwei-

lig wirken wie überladene Gliedsätze. Andererseits ist etwa Thomas Mann, der alles andere als ein Hauptsätze-Staccato schreibt, ein ausgezeichneter Stilist und erfreut sich einer grossen Leserschaft.

Der Begründer des Essays als eigene literarische Form, Michel de Montaigne, meinte schon im 16. Jahrhundert: «Wenn ich beim Lesen eine schwere Stelle finde, die ich nicht verstehen kann, so beisse ich mir deswegen die Nägel nicht ab, sondern lasse es, nachdem ich sie ein- oder ein paarmal beleuchtet habe, dabei bewenden. Wenn ich mich darauf erpichte, würde ich mich und meine Zeit verschwenden; denn mein Kopf wird leicht stutzig. Was er nicht im ersten Anlauf lernt, das lernt er noch weniger, wenn er angestrengt wird.»

Die hier angeführten negativen Beispiele entstammen alle wesentlich leichter Kost als derjenigen, die sich Montaigne als Leser zuführte, und richten sich zum grossen Teil auch an weit weniger geübte Leser, als es der französische Gelehrte war. Umso unverzeihlicher erscheint die offenkundige Unachtsamkeit der Verfasser, wenn es um die Les- oder Hörbarkeit ihrer Texte geht. Schliesslich wollen sie doch wohl alle – ohne Nägelabbeissen! – verstanden werden.

Die Mitarbeitenden des Hauptteils

Jürg Niederhauser, Dr. phil., Vorstandsmitglied
SVDS, Schwarztorstasse 3, 3007 Bern
Ulrich Ammon, Dr. phil., Professor für Deutsche
Sprachwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sozio-
linguistik an der Gerhard-Mercator-Universität
Duisburg, Deutschland

Alexander Golodov, Dr. phil., Uliza Gogola 206,
KW. 73, 180 02 Tscherkassy, Ukraine
Peter Heisch, a. Chefkorrektor, Vorstandsmitglied
SVDS, Finsterwaldstrasse 42, 8200 Schaffhausen